



floridsdorf
Bildungszentrum

1. Platz: Dagmar Ransmayr: „Trockene Tage“

2. Platz: Franziska Bauer: „Amena ist ein schöner Name“

3. Platz: Kerstin Simon: „Herr Wischermann“

Anerkennungspreise (in alphabetischer Reihenfolge):

- Bernhard Brack: „In der Bibliothek der Eintagsfliegen“
- Susanne Brandt: „lieben und lernen“
- Aline Brenk: „Zur richtigen Zeit im falschen Bus“
- Brigitte Krech: „Von der blauen Brille im grau-melierten Etui“
- Gabriele Palm-Funke: „Gott flüstert“
- Julia Schoinz: „Der unsichtbare Bogen“
- Johanna Yagi: „Der schönste Klang“

Hauptpreis gestiftet von der



weitere Preise vom

floridsdorf
Bildungszentrum

Trockene Tage

Dagmar Ransmayr

Als Liya mit dem schweren Brennholzbündel am Kopf zurück zur Hütte kommt, ist die Sonne schon über den Bergrücken gestiegen und sieht für einen Moment aus als würde sie dort liegen. Ein großer, gelber Ball, der den Abhang hinunterzurollen droht.

Seit Wochen kein Regen.

Sie legt das Holz ab, dann nimmt sie Abeba den schweren Wasserkanister ab, den die Neunjährige am Rücken trägt. Sie löst den Riemen von ihren Schultern und sieht die tiefe Einkerbung, die dieser zwischen dem dünnen Hals und dem löchrigen T-Shirt hinterlässt.

Es ist schon spät. Wo haben sie heute nur ihre Zeit gelassen?

Sie müssen sich beeilen. Die Tiere versorgen. Das Essen vorbereiten.

Am Nachmittag möchte Liya zur Nachbarin. Seit einiger Zeit treffen sich dort wöchentlich ein paar Frauen. Eine aus dem Dorf kommt und erzählt Geschichten. „Frauengeschichten“, hat die Nachbarin beschwörend gesagt. Liya war noch nie dabei. Heute will sie sich trauen.

„Kann ich trinken?“, fragt Abeba. „Ja, ein bisschen“, sagt Liya. „Aber verschütte nichts. Und geh dann die Hütte kehren.“

Liya knüpft das Stofftuch auf, nimmt mit rascher Bewegung das Baby vom Rücken. Es ist eingeschlafen. „Tesfaye“ – „Hoffnung“.

Später wird sie versuchen, ihn zu stillen. Am Morgen hat es kaum geklappt mit der Milch. Ihre Brüste sind flach und müde. Und Tesfaye ist groß. Bald wird er mit den Ziegen um die Wette laufen.

Hinter dem Haus holt sie die große Blechschale. Sie denkt an das Brennholz und ob es reichen wird.

„Negash?“

Liya sieht seine nackten Zehen hinter der Mauer beim vertrockneten Gemüsebeet hervorschauen.

„Hey! Koottu! Komm her! Warum bist du nicht in der Schule?“

Bevor Liya und Abeba fortgegangen waren, als es noch dunkel war, hatte sie Negash geweckt. Der Schulweg ist weit.

Negashs Gesicht ist verschmiert. Eingetrockneter Rotz zwischen Nase und Oberlippe.

„Was machst du da?“ fragt sie empört. Sie packt sein Kinn.

Negash schiebt die Unterlippe vor und deutet auf seine braunen Plastiksandalen. Der große Riemen ist gerissen.

Yadel hat die Sandalen letztes Jahr vom Markt mitgebracht. Sie waren nicht neu, aber Negash hat Schuhe gebraucht. „Ohne Schuhe keine Schule“, hat der Lehrer gesagt.

Die Schuluniform hat Liyas Schwester gezahlt. Sie arbeitet als Hausmädchen bei einer Familie in der Stadt und hat Geld gespart.

Liya war dankbar, auch wenn ihr lieb wäre, die Schwester käme wieder zurück. Die Stadt ist weit. Liya war noch nie dort.

Jetzt läuft sie in die Hütte und findet ein Stück Stoff. Mit den Zähnen reißt sie eine dünne Bahn ab und bindet die Plastiksohle an Negashs Vorderfuß.

„So, jetzt hast du deinen Schuh“, sagt sie energisch. Sie zieht den Jungen hoch, drückt ihm das zusammengeschnürte, staubige Bündel Hefte in die Hand und gibt ihm einen Schubs in Richtung Straße. Viel fester als sie eigentlich möchte.

„Geh jetzt! Und sag dem Lehrer einen Gruß von deiner Mutter. Wenn er etwas zu sagen hat, dann soll er kommen.“

Liya wundert sich selbst über ihre Worte wie sie Negash nachsieht.

Vor zwei Jahren hat sie Abeba nachgeschaut. Die Schuluniform hat sie damals selbst bezahlt. Abeba ist gerne zur Schule gegangen.

Letztes Jahr aber fand Yadel, dass nun Negash in die Schule gehen soll. Und Abeba der Mutter zuhause helfen. Bis er einen guten Mann für sie findet. Liya schüttelt den Kopf. So als würde Yadel es gerade sagen: Einen guten Mann finden.

Es ist spät, als Yadel nachhause kommt. Er ist schlecht gelaunt.

Er war mit den anderen Männern mit dem Eselanhänger zum Markt im Dorf gefahren.

Zu verkaufen hatte er nichts, aber es gibt manchmal etwas zu tun für ihn. Yadel ist geschickt.

Aber heute hat ihn niemand gebraucht.

Sie essen Injera und reden nicht. Obwohl Liya eigentlich gerne von dem Treffen der Frauen erzählt hätte.

Die Kinder schlafen. Liya tun die Brüste weh. Eigentlich tut ihr alles weh. Morgen wird sie probieren mehr Brennholz zu sammeln und der Nachbarin etwas zu verkaufen.

Plötzlich legt sich Yadel legt auf Liya, er zieht ihr Hemd hoch, presst sich in sie.

Nein, sagt Liya. Ay. Lass mich.

Das macht Yadel böse. Niemand hat ihn heute gebraucht. Jetzt muss Liya ihn mögen. Sie hat ihn zu mögen. Er nimmt sie fest. Hart drückt er sich in sie, sodass es ihr weh tut.

Das hat er noch nie gemacht. Yadel ist ein guter Mann, findet Liya. Sie hatte Glück. Aber jetzt, jetzt will sie ihn nicht. Seine Grobheit. Seine Macht.

Mit viel Kraft stößt sie sich frei, rutscht von der Matratze, kriecht in die Ecke der Hütte, zittert, nimmt einen Stein von der Kochstelle und sieht Yadel so an, wie sie ihn noch nie angeschaut hat.

„NEIN. Ich will nicht“, schreit sie.

„Es geht nicht. Es ist kein guter Tag. Kein trockener Tag.“

Die Frau aus dem Dorf hat Geschichten erzählt. Sie hat Liya erklärt, dass es gute und schlechte Tage gibt. Und ihr das Zählen erklärt. Liya hat gezählt und weiß, dass es ein Tag ist, an dem sie einen Bauch bekommen kann.

An dem sie wieder ihr schmales Becken aufreißen muss und hoffen, dass der Nachbar bereit ist mit dem Eselwagen die Hebamme vom Dorf zu holen, wenn Liya vor Schmerzen schreit.

Sie weiß, dass es ein Tag ist, der Abeba noch weiter weg von der Schule bringt, in die sie so gerne zurück möchte.

Sie hält den Stein fest umklammert und Yadel sieht ihn, weil sich der Mond auf den Hügel gesetzt hat und die Hütte beleuchtet.

Heute nicht, sagt Liya zitternd.

„Verrücktes Weib“ sagt Yadel und dreht sich zur Wand. Er ist ohnehin müde. Aber morgen, da wird er sie fragen.

Amena ist ein schöner Name

Franziska Bauer

„Darf ich meiner Mama beim Lernen helfen?“ Das Mädchen, das sich an Amena schmiegte, mochte etwa neun Jahre alt sein. Amena hatte ihre kleine Tochter Rubabwe in den Alphakurs mitgebracht. Offenbar befürchtete sie, das Lesen alleine nicht erlernen zu können. „Ja, sicher darfst du. Du hast ja das Lesen und Schreiben schon bei uns in der Schule gelernt?“, fragte ich zurück. Rubabwe nickte.

Die Lerngruppe bestand aus drei schüchtern lächelnden Frauen im Hijab und neun schwarzhaarigen Männern, die sich bemühten, möglichst würdevoll dreinzuschauen. Sie alle kamen aus Afghanistan. Also eine an sich homogene Gruppe, was mir aber nur bedingt helfen würde, da mein Dari noch sehr rudimentär war. Daher versuchte ich, mich mittels Pantomime und einiger beschrifteter Bildkarten verständlich zu machen.

„Was wir jetzt versuchen, ist, Namensschilder zu basteln!“, sagte ich. „Das hier ist das Namensschild für mich.“ Auf einem v-förmig abgefalteten Schreibkarton hatte ich mein Foto und meinen Namen ausgedruckt. „Ich fotografiere Sie jetzt alle und drucke dann solche Schilder auch für Sie aus, mit Foto und Namen. Die stellen wir dann auf die Tische, damit ich mir Gesichter und Namen schneller merke. Dafür müssen Sie mir aber ihre Namen sagen. Esm-e schoma tschist?“

Ich hätte aber mein Dari gar nicht erst bemühen müssen, denn Rubabwes helle Kinderstimme hatte mein Anliegen übersetzt, noch ehe ich meinen Fotoapparat ausgepackt hatte. Ich ging von Platz zu Platz, machte jeweils ein Foto und ließ die einzelnen Personen ihre Namen in eine nummerierte Liste eintragen, mehr schlecht als recht, soweit sie es überhaupt schon konnten. Amena hielt mir mit niedergeschlagenen Augen ihre Ausweiskarte hin. „Mama kann noch nicht schreiben“, sagte Rubabwe. „Wirst sehen, am Ende der Stunde scheidt sie ihren Namen,“ zwinkerte ich ihr zu.

Ich trat zur Tafel und malte die Zahl 27 auf. „27 Buchstaben hat das deutsche Alphabet. Heute lernen wir die ersten vier.“ Ich hatte kaum ausgesprochen, hatte Rubabwe das Lehrziel schon auf Dari bekanntgegeben.

Sechszwanzig Augen blickten mich interessiert an. Die Show konnte beginnen. Ich malte ein großes A an die Tafel. „Das ist das große AAAAAAAAAA“, sprach ich vor, das sieht doch aus wie eine Leiter, oder? Und das ist das kleine aaaaa. Das sieht aus wie ein Apfel. Und wenn ich einen Apfel essen will, muss ich mit der Leiter auf den Apfelbaum klettern.“ Rubabwe übersetzte, die Mienen erhellten sich. „Sep“, hörte ich, und „zina“. Rubabwe erklärte mir, dass

„zina“ Leiter hieße und „sep“ Apfel. Dann gingen auf mein Geheiß alle daran, auf vorgedruckten Handouts eine Zeile blassblauer großer „A-s“ und eine Zeile blassblauer kleiner „a-s“ mit Bleistift nachzuziehen. Nachspuren heißt diese Grundschulübung. Dass das von links nach rechts zu geschehen habe, erklärten zwei rote Richtungspfeile und – Rubabwe.

Dann machten wir uns an das M. „M wie Mund. Die Linie der Oberlippe sieht doch aus wie ein M, nicht wahr? „Dahan, Mund heißt auf Dari dahan,“ erklärte Rubabwe. Eifriges Nachziehen zweier blassblau ausgedruckter Zeilen mit großen und kleinen „Ms“, während parallel dazu dreizehn Münder leise das M artikulierten.

„Jetzt kommt das E. E wie Ende. Das E hat drei Enden wie eine dreizinkige Gabel. E wie Gabelende also.“ „Tschangol-e acher,“ strahlte Rubabwe. Alle griffelten eifrig ihre „E-s“.

„Nummer vier ist das N. N wie Nashorn. Kargadan. Im deutschen Wort hören Sie das N am Anfang, im persischen Wort hören Sie es am Schluss. Und der Großbuchstabe sieht aus wie die Hörner eines zweihörnigen Nashorns, so etwa.“ Ich hielt das Bild eines Nashorns hoch, zwischen dessen beide Hörner ich mit dickem Filzstift ein N gemalt hatte. Rubabwe waltete parallel zu meinen szenischen Darstellungsversuchen ihres Übersetzeramtes, während alle anderen zwei Zeilen Ns nachspurten.

„Und jetzt können wir schon ein ganzes Wort schreiben. Jek kaleme. Ein Wort.“ Ich schrieb das Wort „Name“ an die Tafel. „Wer kann das lesen außer Rubabwe, die jetzt bitte nicht vorsagt?“ Rubabwe hielt sich erschrocken den Mund zu.

„Nnnn ... Naaa... Nammm ... Nameee ... NAME?“ Amena sah mich fragend an.

„Ja, richtig, das heißt Name, bravo! Esm auf Dari. Ich schreibe jetzt gleich einen schönen Namen auf. Rubabwe, sag jetzt bitte nichts.“

Rubabwe kniff die Lippen aufeinander und riss die Augen auf, als ich in Großbuchstaben A-M-E-N-A an die Tafel malte.

Amena begann mit einer steilen Stirnfalte zusammenzulauten, langsam, konzentriert, Buchstabe für Buchstabe. „Aaam ... eee ... Amen ... na ... Amena ... AMENA!“ Das hatte wie ein Jubelschrei geklungen.

„Neveschtan? Schreiben auch?“, fragte ich sie. Sie nickte. Ich winkte sie zu mir an die Tafel. Amena nahm die Kreide und schrieb, etwas zittrig zwar, aber richtig, ihren Namen, indem sie zuweilen kurz mit meinem Schriftzug verglich. Rubabwe klatschte vor Begeisterung in die Hände.

Amena verließ den Kursraum am Ende des ersten Kurstages stolz erhobenen Hauptes. Sie konnte ja jetzt ihren Namen schreiben. Und lesen.

Herr Wischermann

Kerstin Simon

In dem Eifelstädtchen, in dem ich zur Schule ging, thronen hoch über den geduckten Basalthäusern zwei Quader aus Beton und Glas, die 1972 erbaut wurden, was mehr über sie aussagt als eine genaue Beschreibung vermag. Das örtliche Gymnasium. Und hierher fahre ich manchmal, wenn ich meine Mutter in der alten Heimat besuche, um vom Hügel aus auf die unten ruhende Stadt und die um sie verstreut liegenden Dörfer zu schauen.

Eine Szene kommt mir in den Sinn. Ein hellgrau gestrichenes Klassenzimmer. Eine dreiunddreißig Köpfe zählende siebte Klasse im Jahr 1978. Die 7 b. In Raum 206. Religionsunterricht bei Herrn Kreitz. Seine Stimme schallt über den Flur: Nichts wird aus diesen Blagen werden, dumm, faul und unverschämt sie alle! Das Ave Maria sei schließlich nicht Schillers Glocke, die paar Verse werde man ja wohl auswendig lernen können. Im Raum 207 sitzen wir, 35 Schülerinnen der 7 a. Wir kichern. Denn wir haben Glück: WIR haben Herrn Wischermann. Herr Wischermann war unser Religionslehrer und im Jahr zuvor aus dem Entwicklungsdienst in Bogota zurückgekommen. Vor seiner Rückkehr hatte er den gesamten Bestand an beigen Wollpullovern aufgekauft, die, variantenreich in der Farbgebung, immer drei bis vier dunkelbraune Lamas auf gerader Strecke zeigten. Ich weiß noch, dass er stets nach nasser Wolle roch. Herr Wischermann hatte offenbar mehr Zeit auf Wollmärkten als beim Zahnarzt verbracht. Er hatte lange, gelbe Zähne und er spuckte immer ein bisschen beim Reden, weshalb wir es uns eines Tages mit pinken und blauen Schirmchen aus der Eisdiele in der ersten Reihe bequem machten und just in dem Moment, als eine von uns vom ersten Spuckespritzer getroffen wurde, die Schirmchen aufspannten. Wir waren dreizehn, das sei zu unserer Entschuldigung erwähnt. Herr Wischermann machte das alles mit. Er war damals uralt, wahrscheinlich um die 40. Er ertrug unseren Spott, unsere derbe Eifler Art, die wir für wahnsinnig lustig hielten und erzählte uns von Bogota. TÄGLICH erzählte er uns von Bogota: Von den Menschen in den Slums, von Armut und von Hoffnung. Und immer sagte er, dass Gott uns alles, alles verzeihen würde. Dass Gott gut ist, dass wir uns alles, alles erlauben dürften. Dass er uns in die Arme schließt, egal, welche Scheiße wir bauen (Originalzitat!).

„Wenn ihr einschläft“, sagte er manchmal, „dann denkt daran: Ihr schlaft in Gottes großer Hand.“ Er ahnte, dass unsere Väter uns schlugen und unsere Mütter zu müde zum Widerstand waren. Und so kuschelte ich mich allabendlich in eine große Hand und alles war nicht mehr ganz so schlimm, wie es sich tagsüber anfühlte.

Was für ein Gegenentwurf! Was für eine Vision und was für ein Trost! Ich wünschte, ich könnte Herrn Wischermann sagen, was er mit diesem Bild erschaffen hat: Alles nicht so schlimm. Gott, der Vater, liebt dich. Er hat dich im Blick.

Der Lehrplan für die 7. Klasse Katholische Religionslehre am Gymnasium sah 1979 verschiedene Themenbereiche vor und dazu die Verpflichtung zu regelmäßigen Leistungsüberprüfungen. Ich weiß nicht, was meine Parallelklasse an religiösem Wissen in besagtem Schuljahr bei Herrn Kreitz angehäuft hat. Wir, die 7a, folgten keinem Lehrplan. Wir hatten ja Herrn Wischermann.

Einmal stellt er uns in einen Kreis und gab uns Tafelschwämme in die Hand. Er selbst stellte sich mit einem Tuch auf dem Kopf in die Mitte des Kreises. Er war die Ehebrecherin, wir waren das Volk und die Tafelschwämme waren Steine. Er hatte uns das Gleichnis von der Ehebrecherin erzählt, so dass wir ganz aufgebracht waren. Und nun wollten wir die Ehebrecherin steinigen. Und plötzlich kam Oskar Bollermann als Jesus hinter der Tafel hervor und schrie uns an. Er schrie: „Habt ihr noch nie was falsch gemacht, ihr Arschgeigen? Wollt ihr auch einen Stein an den Kopp, wenn ihr mal einen schweren Fehler macht?“ Oskar Bollermann hatte das mit Jesus' sanftmütigem Wesen noch nicht durchschaut und spielte mehr sich selbst; aber das machte nichts, wir ließen die Schwämme fallen.

In der nächsten Stunde erzählte uns Herr Wischermann von den beiden Brüdern, der eine faul und treibt sich rum, der andere brav und fleißig. Oskar Bollermann war diesmal der Vater und ich war der brave Bruder und erst als ich die Rolle mit dem nichtsnutzigen Bruder tauschen musste und Verzeihung erfuhr, dämmerte mir, dass Vergebung im Herzen und nicht im Verstand stattfindet. Wir haben Herrn Wischermann immer geärgert und ich will glauben, dass er uns vergeben hat. Später, als ich meinem Vater verzieh, konnte ich mir ungefähr vorstellen, wie es ihm damit ging und das fand ich gut.

Irgendwann konnte ich wie viele andere mit einem menschlich aussehenden Gott, nichts mehr anfangen. Aber das Gefühl, dass da draußen, „out in space“ jemand, der mehr zu sagen hat als ich und es somit besser wissen muss als ich, mich annimmt als die, die ich bin, das ist geblieben. Egal, wie oft ich denke, dass das Leben es nicht gut mit mir meint, irgendwie komme ich doch immer sehr heiter in den Tag, weil da draußen, out in space...

Herr Wischermann ist nun schon lange tot und ich kann ihn nur in meinen Träumen besuchen. Nur habe ich nachts immer so viel zu tun, so viel anderes zu denken, so viel zu bearbeiten und zu beackern. Aber das nächste Mal, wenn wir in einer Kirche sind, werde ich, trotz aller religiösen Zweifel, wieder eine Kerze für Herrn Wischermann aufstellen. Und selbstredend auch für Oskar Bollermann.

In der Bibliothek der Eintagsfliegen

Bernhard Brack

Ich fand die Bibliothek am Wegrand, zwischen zwei Löwenzahnstängeln, die am Verblühen waren. Samenschirme flogen über sie hinweg. Ich musste mich ducken, um einzutreten. Hinter aufgestapelten weissen Blütenblättern begegnete ich einer Fliege, die mich misstrauisch musterte.

"Nicht einfach", sagte sie, "einer Gattung zu begegnen, die unsereinen regelmässig totschrägt oder festkleben lässt."

"Ich habe über ihre Bibliothek nur Gutes gehört", versuchte ich zu beschwichtigen. "Ihr Eintagsfliegen lebt nur kurze Zeit, deshalb ruht eure Aufmerksamkeit im Jetzt. Ihr könnt meine Lernerlebnisse am besten beschreiben."

"Über deine Aha-Erlebnisse beim Lernen haben wir einiges aufgeschrieben."

Die Fliege summte an der Bibliothek auf und nieder, zupfte sechs weisse Blütenblätter heraus und legte sie vor mich hin.

"Hier, Notizen deiner Lernbiographie. Alle aus Sicht der Eintagsfliegen, die dich an jenem Tag begleitet haben", sagte sie. Ich begann zu lesen.

*

Als ich im Schulzimmer eines Gymnasiums auf ihn zuflog, sah ich es seinen Augen an: Er bewunderte den Mathematiklehrer, vielleicht, weil er ihnen vor den Ferien Dostojewski vorlas, etwas für die Noten völlig Unnützes. Vielleicht, weil er ausserhalb des Unterrichts mit ihm Schach spielte. Ich setzte mich auf sein Haar, krabbelte darin herum, doch er bemerkte mich nicht, schaute auf den Lehrer, der eine unregelmässige Form mit einem Rechteck darin an die Wandtafel zeichnete, dann zwei, drei, viele Rechtecke, sodass der Raum zwischen der Form und den Rechtecken immer kleiner wurde. Rechtecke konnten wir berechnen, und wenn es eine Formel gab für die unendliche Annäherung an die unregelmässige Form, dann konnten wir auch sie berechnen. Er verstand die Differenzialrechnung. Und er begann das Leben als eine unendliche Annäherung an das Unfassbare zu verstehen. Ich spürte die Wärme, die seine Kopfhaut abstrahlte.

*

Es war in der Schule für Sozialarbeit. Ich umsummte seinen Kopf, um seine wirren Gedanken wenigstens ein wenig zu bündeln. Er brütete über einem Metamodell, das ein Individuum mit seiner Ausstattung zeigte, das in Austauschverhältnisse trat, die wiederum von Abhängigkeits- und Machtverhältnissen bestimmt waren, gerahmt von gesellschaftlichen Wertevorstellungen

und Kriterien. Als die Dozentin ein Mobile von ihrem Pult hob, mit Spiegeln, die sich gegenseitig reflektierten, und Klangstäben, die in unterschiedlichen Klangfolgen aneinanderschlugen, da betrat er zum ersten Mal den multiperspektivischen Raum. Ihm war, als könne er mit meinen Fliegenaugen alle Perspektiven gleichzeitig erfassen.

*

Ich trippelte über das Fenster eines Kursraums, da sah ich ihn mit einer aufgesetzten Clownnase. Er durfte seinen Jugendtraum spielen: Er hatte mit seiner Fussballmannschaft gerade die Meisterschaft gewonnen, und er stemmte als Kapitän den Pokal in die Höhe. Vor jubelnder Menge! Und vor seinem Vater, der unendlich stolz war auf seinen Sohn. Beide, jubelnde Menge und Vater, spielte sein Clownpartner. Plötzlich mussten die beiden schallend lachen, sodass die Fensterscheibe vibrierte und meine Füße kitzelte.

*

Ich stand kopfüber an der Decke und getraute mich kaum, mich zu bewegen. Und fliegen schon gar nicht. Mein Gesumme hätte die Stille gestört, hätte sie zerschnitten, was mir in diesem Augenblick so grausam vorgekommen wäre, wie der Schlag einer Menschenhand, die mich tödlich trifft. Ich sah ihn sitzen und atmen. Es war, als wüchse die Blume der Stille aus ihm, unverletzlich und von unberührbarer Schönheit. Ich sah Friede auf seinem Gesicht und ein angetöntes Lächeln, als wäre er soeben gestorben. Da flog ich los, um ihn mir genauer zu betrachten, aber er hörte mich nicht, spürte mich nicht, als ich über seine Hände kroch – oder er hörte und spürte in anderen Räumen.

*

Ich krabbelte durch den Sand ganz in seiner Nähe. Er las Ken Wilber, Eros Logos Kosmos. Er war ganz versunken, offenbar öffneten sich ihm neue Räume. Er las über den in allen Weltreligionen identischen Kern und über die Entwicklungsstufen des Menschen, die jenen der Menschheit ähnlich waren. Da flog ich auf seine Füße, freute mich darauf, über sie zu gehen, weil es mir viel einfacher fallen würde als auf Sand. Es dauerte nicht lange, da zuckte er mit den Füßen, sodass ich aufflog und im unendlichen Blau verschwand. Er dachte nach über den Satz: Das Eine in Allem und Alles im Einen.

*

Ich sass auf dem Unterteller einer Kaffeetasse einer alten dementen Frau. Ich sah ihn auf uns zukommen mit einem Lächeln auf dem Gesicht. Er schien die kurze Begegnung mit Freundlichkeit ein- und abwickeln zu wollen. Da sagte die alte Frau: "Sie lächeln, aber ist das Lächeln auch für mich?" Er blieb stehen und schien zu verstehen.

"Verstehst du?", fragte mich die Fliege, nachdem ich das sechste Blatt gelesen hatte. "Lernen ist ein langer Weg zur Wahrhaftigkeit."

"Was ist deine Vision vom Lernen?"

"Das geheimnisvolle Band zwischen Lernendem und Lehrendem. Nur wer bereit ist, selbst zu lernen, ist auch ein guter Lehrer. Nun aber geh, und vergiss nicht: Wir Eintagsfliegen möchten gerne weiterschreiben an deinen Lernerlebnissen, bis zu deinem Tod."

lieben und lernen. Ein Gedankenbrief für heute und morgen

Susanne Brandt

Warum dieser Brief an euch, ihr Lieben, die wir „unsre Enkel“ nennen?

Ach nein, die ich lieber mit Namen verbinde, jede und jeden als die, die ihr seid.

Ihr gehört uns ja nicht.

Darum dieser Brief: weil ihr da seid und lebt. Weil ihr Tag für Tag lernt und mich ansteckt damit. Denn ich lerne durch euch.

Ein Blick zurück: 2015, 2020, 2022 - da habt ihr die ersten Schritte gewagt auf eigenen Füßen. Habt Halt gefunden. Habt vielleicht auch schon unsere Sorgen gespürt, unser Streiten und Irren, Zweifeln und Schwanken zu deuten versucht im Zwiespalt der Krisen. Wer weiß...

Ich sehe euch vor mir: verträumt und ungestüm, fröhlich und wütend, dann wieder tief versunken im Spiel. Und ihr lernt dabei.

Ich sehe euch vor mir beim Toben am Strand und beim Sammeln von Schätzen:

Krebsscheren, Muscheln und Steine. In Hosentaschen ist Platz dafür.

Ihr werdet groß mit dem Meer und dem Sog der Gezeiten.

Und mit dem Wald. Da wohnen Geschichten. Wir haben schon viele hervor gelockt aus den Wurzeln und Rinden der Bäume, rätselhaft dunkel und funkelnd zugleich.

Neu einüben möchte ich manches mit euch: das andere Schauen auf andere Dinge, das Staunen über die Wunder der Welt, das Lachen, das Lauschen, die Vorstellungskraft beim Erzählen.

So hilfreich, der Sinn für Verwandlung in allem - heute und morgen.

Im Jahr 2050 - vielleicht:

Da wird die Welt anders aussehen als das, was wir heute entdecken und lieben.

Und ihr seid erwachsen. Ob ich dann noch lebe, alt geworden, vermutlich gebrechlich?

Noch ungewiss.

Noch ungewiss, was werden wird mit dem Wald und dem Meer, mit dem Watt und den Tieren, die heute schon merken, dass sich etwas ändert - verwundbar auch sie.

Meine Vision für 2050? Nicht hoffnungslos.

Zum Wald gehören dann andere Bäume, die den trockenen Sommern und heftigen Stürmen gewachsen sind. Und die Deiche am Meer werden höher sein.

Auch Häuser sehen ganz anders aus – viel kleiner und klüger geplant, um noch Platz zu lassen für offene Flächen, für blühende Gärten, für Wasserströme nach Regen und Flut.

Ihr werdet wissen, wie Teilen geht, um Ressourcen zu schonen.

Ein Auto nur für einen allein? Kaum vorstellbar dann. Ihr seid anders mobil.

Und was euch ernährt, wächst gleich nebenan.

Warum ihr so handelt? Ihr habt es gelernt auf verschiedenen Wegen. Mit Kopf, Herz und Hand. Mit Hoffnung und Scheitern, mit Neuanfängen, Geduld und Visionen – jeden Tag neu.

Zurück ins Heute. In eure Kindheit. All das Fragile, es kommt euch schon nah: durch Menschen, die fliehen vor Unrecht und Hunger, mit Naturkatastrophen und Pandemien. Manchmal, da spüre ich eure Angst. Dann erinnere ich mich an meine Ängste, damals als Kind, als meine Eltern vom Krieg erzählten, wieder und wieder. Der wirkte noch nach in den alten Geschichten. Jahrzehntelang.

Was also kann ich euch heute erzählen?

Ihr werdet fragen und suchen und lernen: Wir irren uns oft.

Ich erzähle euch nicht, dass jeder Mensch, der geboren wird, den Klimawandel weiter verschärft.

Auch seid ihr für mich keine „Klimahelden“, wenn ihr den Abfall nach Vorschrift sortiert.

Denn was wir beherrschen, bewegt nicht so viel.

Viel wichtiger bleibt: Ihr habt das Recht auf den heutigen Tag, wie Janusz Korczak es einst formulierte – vor 100 Jahren. Er lebte und lernte mit Kindern in Warschau nach diesem Recht - auch dann noch, als alles aussichtslos schien. Es gab leuchtende Stunden.

Das gilt noch immer, das Recht auf den heutigen Tag. Für jedes Kind. In hellen wie auch in düsteren Zeiten. Um das zu erproben, zu lernen, zu leben, was ihr als Kinder besonders gut könnt: sensibel beobachten, hören, berühren, mit Mut und Verbundenheit Neues erschaffen.

Auch eure Sehnsucht, beachtet zu werden, gehört dazu. Der Sinn für Geborgenheit ebenso.
Und das Vertrauen, geliebt zu sein, glüht als Wärme in allem.

Mit eurem Recht auf den heutigen Tag, ändert sich was für die Zukunft der Welt.
Täglich kommen Visionen ins Spiel, Erfahrungen wachsen, Ideen entstehen und wirken sich
aus.

Mit eurer Neugier und Phantasie traut ihr dem Leben Erstaunliches zu. So gewinnt euer
Lernen an Tiefe und Kraft.

Noch weiß niemand genau, was getan werden muss, wenn ihr bald ganz anders gefordert seid
durch die Krisen der Zeit. Doch ich glaube zu wissen: Ihr müsst weder Helden noch Retter
sein, um das Leben mit eurem feinen Gespür für kostbar zu halten. Und mitzugestalten.

Wertvolles ist euch bereits geschenkt als Menschenkinder - nicht immer verfügbar.
Doch angelegt, um keimen zu können. So kann Lernen geschehen.
Dann komme was kommt.

Und hört niemals auf zu lieben.

Zur richtigen Zeit im falschen Bus

Aline Brenk

Konzentrier dich. Was war das nochmal? Er schnippt an seinem Armband und versucht, den Einkaufszettel vor seinem inneren Auge zu sehen. Der liegt zuhause. Schon wieder.

Der Lautsprecher spricht von Sonderangeboten in der Kühlabteilung. Schnipp, Schnipp, Schnipp. "Entschuldigung, ich muss hier mal durch." Eine Frau schiebt ihn mit ihrem Einkaufswagen zur Seite und hinterlässt eine beißende Parfümwolke. Er beschließt, einfach eine Packung Toast zu kaufen, aber es gibt ungefähr 30 Sorten und seine Marke liegt schon wieder irgendwo anders. Schließlich steht er mit zwei Tiefkühlpizzen an der Kasse.

Die Sonderangebote schallen noch in seinem Kopf, als ihn der Supermarkt endlich wieder ausspuckt. So ärgerlich.

Warum schreibe ich überhaupt Einkaufszettel?

Er will eigentlich nur noch nach Hause und zum Glück hält genau in dem Moment der Bus an der Haltestelle.

Im Bus ist es fast still. Er lehnt seinen Kopf an die kühle Scheibe und schließt die Augen. Die Stimme seiner Schwester klingt in seinem Ohr. "Wenn du schon Bus fährst, kannst du die Zeit doch total gut nutzen. Kurz so still für sich sitzen und in sich Reinhören - mir hilft das total."

Er versucht in sich reinzuhören, aber da sind nur Toastmarken und Einkaufszettel und viel zu viel um einfach still für sich zu sitzen. Schnipp, schnipp, schnipp. "Brahmsstraße", sagt der Lautsprecher, und das ist schlecht, denn das sagt der normalerweise nicht.

Er öffnet die Augen und starrt auf die Anzeige neben der Tür. Falscher Bus. Schon wieder. Mit den Tiefkühlpizzen unterm Arm stürzt er aus der Tür.

Es ist eine Seitenstraße. Ruhig. Hier war er noch nie.

Er schaut sich um. Und dann sieht er sie. Sie ist wunderschön. Genau so eine wollte er als Kind immer haben. Eine ganze Weile starrt er sie an. Und im nächsten Moment, als würde ihn eine unsichtbare Macht anziehen, erwischt er sich dabei, wie er die Tür zu dem Musikgeschäft öffnet.

Nervös schnippt er an seinem Armband.

Was mache ich eigentlich hier?

"Suchst du etwas Bestimmtes?", fragt ein Mann mit Vollbart hinter der Kasse. Nein, ich hab mich eigentlich nur verfahren, sollte er sagen.

“Ich würde mir gerne die Gitarre aus dem Schaufenster angucken“, hört er sich sagen.

“Kein Problem.“ Und schon legt er sie ihm in die Arme.

“Kannst sie gerne einfach ausprobieren.“

Vorsichtig schnippt er ein bisschen an den Saiten.

“Ich kann gar nicht Gitarre spielen.“

Versucht hat er es mal. Und dann wieder aufgegeben, weil er nach drei Wochen immer noch kein vernünftiges Lied spielen durfte, immerzu nur a -a -a sagt der Ara. Außerdem wollten seine Finger auch einfach nicht da bleiben wo sie sollten.

“Kein Problem“, sagt der Mann mit dem Vollbart, “Wir geben auch Unterricht.“ Er hält ihm einen Flyer hin, auf dem “Musikschule an der Brahmsstraße“ steht.

“Danke, das ist nett. Aber Schule ist nicht so meins. Ich bin froh, dass ich das hinter mir habe.“

Das Wort Schule schallt in seinem Kopf. Und sticht ein bisschen im Herz. Aber cool ist die Gitarre schon. Cool.

“Oh Mist!“ Tiefkühlpizza. Er drückt dem Vollbart-Mann die Gitarre in die Hand, stopft aus Höflichkeit den Flyer in die Tasche und stürzt wieder raus auf die Brahmsstraße.

Rein in den Bus. Zurück auf die richtige Linie. Schnipp.

Nächster Tag. Wieder im Supermarkt. Diesmal mit Einkaufszettel. Dachte er. Er wühlt in den Jackentaschen, in den Hosentaschen. Da ist kein Einkaufszettel. Nur ein Flyer. “Musikschule an der Brahmsstraße“. Auf der Rückseite ist eine Gitarre abgebildet. Fast wie die im Schaufenster. Und plötzlich ist es irgendwie ganz still in seinem Kopf.

Er dreht sich um, verlässt den Supermarkt, steigt in den Bus. Den in Richtung Brahmsstraße.

“Ich möchte mich für den Unterricht anmelden.“

“Konzentrier dich. Kein Problem. Ganz entspannt. Weißt du noch, was wir letztes Mal besprochen haben?“ Er nickt und versucht, die richtigen Töne vor seinen Augen zu sehen, während er die Saiten zupft. Diesmal liegen die Finger richtig. Endlich. “Super!“, freut sich der Mann mit dem Vollbart. “Man merkt echt, dass du geübt hast.“

Schnipp, Schnipp, Schnipp, spielt er.

“Das hört sich echt schon richtig gut an!“ Die nächste Schülerin steht schon an der Tür.

Eigentlich hatte er beschlossen, nie wieder eine Schule zu betreten. Aber mit dem Musikunterricht ist das irgendwie anders. Die nächste Schülerin setzt sich zu ihm und sie spielen zum Abschluss zusammen einen Song.

Die Musik vibriert noch in seinem Kopf, als er die Gitarre wieder in die Tasche packt. So ärgerlich. Warum bin ich nicht schon früher in diesen falschen Bus eingestiegen?

Von der blauen Brille im grau-melierten Etui

Brigitte Krech

Auf einem Drehstuhl sitzend, lehnt Susans Stirn an einer Apparatur. Es ist Spätherbst. Blätter des Lindenbaumes liegen im Innenhof. Die leichte Sommerjacke reicht nicht aus für den Schulweg. Das Mädchen soll die Zahlen an der gelben Wand aufsagen. Die ersten beiden Male sind sie falsch. Der Mann mit der Apparatur nimmt ein weiteres Glas. Jetzt sind die Zahlen richtig. Susan sucht sich eine Fassung aus. Blau, rund, aus Metall. Das Geld für die Brille hat sie durch Pfandflaschensammeln, Zeitungsaustragen und Nachhilfe erspart.

Schwer sind sie, die Gläser. Der Nasenrücken bleibt von da an leicht eingedrückt. Diese beiden Bügel verbinden sie in eine neue Welt. Endlich sieht Susan das, was auf der Tafel steht, klar und verständlich aus der dritten Bankreihe. Beim Grübeln zu einer Frage im Geschichtsunterricht, beim Abschreiben einer neuen Vokabel im Französischkurs neigt sich ihr Kopf leicht zur linken Seite. Unbewusst schiebt Susan die Brillenfassung mit dem rechten Zeigefinger wieder gerade. Scheu, fleißig, stets mit Neugierde, strengt sie sich an, gute Noten zu bekommen.

Zu Hause verschlingt das Mädchen Bücher aus der Stadtbücherei, die sie alle drei Wochen ausleiht. In Gedanken fliegt sie weit weg aus der Unordnung, die zu Hause herrscht. Aus dem Mangel an Unterstützung und Gesprächen. Aus dem Geschrei, aus dem Geruch nach Alkohol, weg vom Lallen des betrunkenen Vaters, der eine Bierflasche im Wohnzimmer umstößt. Hin zu den fünf Freunden auf geheimnisvollen Spuren, die ihr Enid Blyton schenkt. Weiter zu den Römern. Kolumbus' Abenteuer auf hoher See nimmt sie gefangen. Später eine Biografie über Ingeborg Bachmann.

An einem Samstagabend schubst der betrunkene Vater das Mädchen grundlos die Flurtreppe im Wohnhaus hinab.

Ein Aufschrei. Blut an Stirn und Nase. Ihre Angst, dass die Gläser zerbrochen sind.

Vorsichtig hebt sie ihre Brille auf. Lläuft vor das Haus. Mit Tränen in den Augen. Wischt ein Streifen Blut aus dem Gesicht. Ein leiser Nieselregen hat eingesetzt. Sanft wiegt sie die Brille in ihrer Hand. Plötzlich. Worte. Ruhige Worte des Trostes. Des Zuspruches. Ihre Brille spricht zu ihr. Die Sätze ihrer Wegbegleiterin sind sanft gewählt. Mit Bedacht. Halte durch, Susan. Die

Brille verspricht: wir kommen hier raus! Versprich mir: Lerne bitte weiter! Lesen! Wie schön, dass Dir das Lernen Freude macht. Die Brille flüstert: Der Weg hinaus in die Welt geht über 26 Buchstaben. Ich verspreche es! Da draußen ist das Leben zu sehen. Ich weiß das als Brille. Dort ist Deine Welt! Das Mädchen trocknet die Tränen. Setzt sich die Brille auf. Die Nase schmerzt. Linker Seite eine leichte Blutkruste. Ein starkes, inneres Ja. Ich werde es schaffen. Der Weg führt über 26 Buchstaben.

Das Schuljahr vergeht. In der Schule sind Susan und ihre Brille ein eingespieltes Team. Die Deutschlehrerin unterhält sich oft mit ihrer scheuen Schülerin. Susan gibt einer neuen Schülerin Nachhilfe. Auch im Französischunterricht. Die letzte Schulklasse. Kurz vor dem Abschluss. Schwer sind die Prüfungen. Ängste lassen Susan nachts wach liegen. Die Brille liegt besorgt im Etui neben dem Kopfkissen. Das Etui ist grau-meliert. Mit dem Etui in der Hand, mit den Gedanken an das Versprechen, mit der Sturheit, sich an das Versprechen zu erinnern, schläft sie ein.

Die Prüfungen sind geschafft. Die Deutschlehrerin empfiehlt ihr ein Stipendium. Susans Traum erfüllt sich. Sie schreibt sich an der Universität ein. Eine fremde Welt erwartet die junge Frau. Neue Eindrücke. Unsicherheit. Hilflohe Stunden in den ersten Semestern. Doch

die junge Frau hält durch. Bleibt bis zum Abend in der Bibliothek. Freundet sich mit anderen an. In den einsamen Augenblicken, in denen ihr neues Leben zu viel erscheint, erinnert sich Susan an ihre geheime Verbündete.

Ihre alte Brille ist mittlerweile zu schwach geworden. Ausgetauscht gegen stärkere Gläser, die leichter sind. Nicht mehr in die alte Fassung hineinpassen. Doch bleibt sie in der Nähe. Auf dem Schreibtisch, der neben dem Bett steht. Im grau-melierten Etui.

Susan blüht auf. Durch die Fragen der Professoren. Im Didaktik-Unterricht am Freitag. In der Romanistikvorlesung im Sommersemester. Beim Praktikum an der Problemschule ihres alten Bezirks. Susan genießt das Leben. Mit Freundinnen plaudern. Am Fluss sitzen. Den Schwänen zuschauen. Morgens zu ihrem Putzjob fahren. Nachhilfeunterricht geben. Sich auf andere Stipendien bewerben. Einen Erasmus-Austausch organisieren. Voller Vorfreude auf das

Semester in Aix-En-Provence. Koffer packen. Zum Bahnhof gehen. Auf Gleis acht auf den Zug warten. Sich Verabschieden.

Das Wohnheim in Aix liegt in einem Park. Andere Studierende kommen aus Schweden und Italien. Ihr Zimmer ist klein. Am liebsten geht Susan morgens durch die aufwachende Stadt. Durch die warme Luft. Vorbei an der Statue Paul Cezannes. Am Wochenende unternimmt sie Ausflüge.

Sie bereitet einen Vortrag über einen unbekanntem Dichter vor. Liest sich ein. Erkennt die Tiefe der Worte. Gedanken fließen. Spricht mit dem Dozenten. Am Abend sitzt sie an ihrem Text. Susan erinnert sich an die Worte ihrer Brille damals. Dankt ihr, dass sie ein Zuhause in der Welt gefunden hat. Am Montag hält Susan den Vortrag. Spaziert später durch die Stadt. Ihr Gesicht spiegelt sich im Schaufenster eines Optikers. Sie sieht ein Lächeln. Ist es Zeit, Kontaktlinsen auszuprobieren?

Gott flüstert

Gabriele Palm-Funke

Für einen Schuh brauchte ich fünf Minuten. Um neun Paar Schuhe zu putzen neunzig Minuten. Bis zwölf war ich fertig. Jedes Mal. Dann gab es Mittag. Kartoffelsuppe oder Kartoffelbrei. Brei mit Ei. Kuh macht muh. Wenn man reimt oder im Kopf rechnet, vergeht die Zeit schneller. Samstage und Sonntage verliefen im Schneckentempo. Eine Stunde war so lang wie ein Tag. Wie viele Stunden hat ein Tag, wenn in einer Stunde vierundzwanzig Stunden stecken? Mir wurde schwindelig von der Aufgabe, die ich mir selbst gestellt hatte. Zwei Kilo Kartoffeln durch vier, das war einfacher. Macht fünfhundert Gramm für jeden. Richtig. Emma, du kannst wirklich gut rechnen, sagte Herr Timpel oft zu mir.

Ich stellte mich auf die oberste Stufe der Gartentreppe und sagte ein Gedicht auf. Für Herrn Timpel. Es war mal eine Dame, die lebte in Paris, wo sie sich alle Tage, die Haare färben ließ. Fünf Strophen. Ich kannte sie alle auswendig. Auch die Reihenfolge der Farben. Rötlich am Sonntag. Dann braun, schwarz, weiß, lila und gelblich. Am Samstag blond.

Tante Anna, Vaters Schwester aus dem Westen, hatte mir „12 mal 12 Gedichte“ von James Krüss mitgebracht. Zum Schulanfang. Ausgerechnet Paris! Hätte die Dame sich die Haare mal in Moskau färben lassen, meinte Mutter. Vater sagte, behalte das Gedicht einfach für dich, Emma, die Schule muss nicht alles wissen.

Herr Timpel, mein Klassenlehrer, war so groß wie der größte der sieben Zwerge. Sein Kopf reichte gerade Mal bis an Vaters Schulter. Noch bevor ich lesen konnte, hatte ich schon begriffen, dass Herr Timpel sowieso kein richtiger Mann war. Vater schrie. Pfarrer Roth schrie. Genosse Milde, unser Schuldirektor, schrie. Gut, es gab Tage, da schwieg Vater nur. Das kommt vom Krieg, sagte Mutter. Doch Vater konnte ein richtiger Mann sein.

Richtige Männer schrien, damit alle endlich einmal begriffen, worum es ging. Herr Timpel jedoch schlich durch die Reihen der Kinder und flüsterte: Pass auf, dass deine Buchstaben nicht nach links kippen! See schreibt man mit zwei e. Da fehlt eins. Sechs mal acht ist nicht zweiundvierzig. Rechne noch mal nach!

An Samstagen war keine Schule. Ich musste bis Montag auf das Flüstern von Herrn Timpel warten. Guckt nur, guckt, wie gut ich das mache, konnte ich nur den Buntscheckigen zurufen. Ich hielt Mutters Schuhe, die ich gerade vom Straßendreck befreit hatte, in die Höhe. Da bitte,

das ist der Beweis. Die Buntscheckigen aber hatten keine Augen für mich. Sie machten sich sowieso nichts aus Schuhen. Sie wateten jenseits der Mauer im Schlamm und drehten mir dabei ihre fetten Hintern zu. Es hatte die ganze Nacht geregnet und der Kuhgarten stand unter Wasser. Die Kühe wedelten mit ihren Schwänzen, um lästige Fliegen zu vertreiben. Das konnte ich von der Gartentreppe aus beobachten. Viel mehr gab es nicht zu beobachten. Ab und zu kackte eine Kuh. Spatzen zankten sich in der Hecke. Nachbars Katze hockte im Rasen vor einem Mauselloch. Und ich putzte auf der Gartentreppe Schuhe. Vaters, Mutters, meine und Juris Schuhe.

Juri, mein Bruder, wollte einmal Arzt werden. Oder einen Ausreiseantrag stellen und nach Amerika auswandern. Dort würde er dann George heißen. Juri las gerade Karl May. Bücher von Tante Anna. Vielleicht würde Juri ja auch Goldgräber werden. Und ich würde Gedichte schreiben und meine braunen Haare blond färben. Danach rot. Anschließend lila. Schuhe mit hohen Absätzen würde ich tragen. In der Stadt, in der ich einmal dichten würde. In unserem Dorf würde ich mit hohen Absätzen im Kuhmist stecken bleiben.

Goldgräber ist Juri nicht geworden. Aber Arzt. Immerhin.

Ich habe bisher kein einziges Gedicht geschrieben. Eines Tages allerdings bin ich auf die Idee gekommen zu erforschen, ob Gott auch schreit. Wie Vater, Pfarrer Roth und Genosse Milde, unser Schuldirektor.

Das Grab unseres Pfarrers befindet sich keine hundert Meter vom Grab entfernt, in dem Genosse Milde liegt. Aber Pfarrer Roths Geist steht bestimmt noch immer auf der Kanzel und schreit in die Menge der Gläubigen, die gar nicht mehr vor ihm sitzt: Vergesst ja nicht das Kreuzzeichen mit Weihwasser zu machen, bevor ihr in die Welt der Sünde hinausgeht! Genosse Milde platzten vor Anstrengung fast die roten Adern im Gesicht, wenn er beim Fahnenappell sein Evangelium verkündete: Nur wir geben der müden Welt Hoffnung! Und dann suchten seine Augen unter den Schülern die Saboteure der neuen Hoffnung, diejenigen, die sich sonntags noch in Kirchenbänke setzten und mit Weihwasser bekreuzigten. Zu denen gehörten einmal auch Juri und ich.

Vater ist in der Reihe hinter dem Pfarrer begraben. Manchmal schrie Vater wegen einer Fliege an der Wand. Weil die Schuhe nicht blank genug geputzt waren. Weil Juri und ich nicht gerade gegessen hatten. Ausgerechnet in der Kirche. Wo man doch gerade sitzen musste, wenn Pfarrer Roth schrie. Ob Herr Timpel noch lebt?

Zwölf Semester Theologie. Plus ein Vierteljahrhundert. Heute weiß ich, dass mir braune Haare verdammt gut stehen. Dass flache Schuhe überall bequem sind. Und dass Gott flüstert: Das hast du wirklich gut gemacht. Nur Mut, du schaffst das. Wie Herr Timpel. Ein Mann ist Gott auch nicht.

„Zwölf mal zwölf Gedichte“ stehen bei mir neben der Bibel. Neulich habe ich die Stelle wiedergefunden:

Manchmal aber, leise, leise,
Wird der Chor der Engel stumm,
Und im ganzen Sternengewebe,
Geht ein sanftes Flüstern um.

Der unsichtbare Bogen

Julia Schoinz

Wenn sie wie eine Ballerina die Zehenspitzen gen Boden schiebt, kann sie beinahe schon den handgeknüpften Perserteppich berühren. Bunte Blumenblüten winden und ranken sich darauf in alle Richtungen, der florale Wildwuchs kaschiert den kleinen Schokoladefleck und die eingetrockneten Spritzer der Babymilch bis zur Unauffindbarkeit. Auf dem Schoß der Mutter sitzend, versucht sie, im Gleichklang zu atmen. Endlich ist der Babybauch, der ihr monatelang den geliebten Schoßplatz blockiert hat, wieder abgeflacht. Nun schläft die Schwester, eine kleine Sensation an Geburtsgröße und Geburtsgewicht, milchtrunken im Stubenwagen und verdaut. Schade, dass sie dafür nicht so lange braucht wie eine Würgeschlange. Doch für ein ungestörtes Samstagabend-Fernsehprogramm sollte es reichen.

Der Moderator der Gameshow kündigt die nächste Aufgabe an. Da schwenkt auch schon die Kamera zu einem reich geschmückten Karussellpferd, dessen anmutige Kopfhaltung und tänzelnder Schritt filigran in dunkles Holz gegossen sind. Schon setzt sich der Kandidat, der den Erlkönig zu rezitieren hat, aufs Pferd, das rasant an Geschwindigkeit zunimmt, während bunte Blätter, von riesigen Ventilatoren aufgewirbelt, durch die Luft fliegen. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Es ist der Vater mit seinem Kind. Der Mann hat alle Mühe, die wild flatternde Ballade in seiner rechten Hand zu bändigen. In seinem linken Arm liegt eine Kinderpuppe, die nicht ächzt, sondern wie auf hoher See wild herumschaukelt. Eine Böe treibt nun säuselnd dem Mann eine Blätterflut ins Gesicht. Die Zeit läuft unerbittlich. Noch eine Minute. „Das schafft er nicht“. Das Urteil der Mutter klingt unabwendbar. Sie schiebt sich stoisch salzige Erdnüsse in den Mund. „Das Gedicht hat mehrere Strophen und er ist erst bei der dritten.“ Meine Mutter hat manch gülden Gewand, keucht der Kandidat. Sind das kleine Äste, die nun wie Geschoße gegen das galoppierende Karussellpferd prallen? Plötzlich flattert die Ballade davon, der Mann schreit gequält auf, flucht und sinkt geknickt in den roten Sattel. Kaum befiehlt der Moderator dem Sturm zu schweigen, lässt der Mann achtlos die Puppe zu Boden gleiten. Nicht geschafft. Er hätte ohnehin nur mehr 23 Sekunden Zeit gehabt. „Er hätte vorher das Gedicht auswendig lernen müssen“, weiß das Mädchen. Wie konnte er bloß bei seiner Vorbereitung auf die Show nicht daran denken! Sie jedoch will gewappnet sein. Vielleicht muss auch sie eines Tages unter erschwerten Bedingungen - geknebelt oder mit Augenklappe oder bei schmalen Sichelmond - diese Ballade vortragen. Dann wird sie keinen Schummelzettel brauchen.

Ebenso wenig die Mutter, die am nächsten Morgen den Erlkönig nach dreimaligem Durchlesen wieder mühelos rezitieren kann. Doch immer ist sie beschäftigt, man muss ihr beharrlich auf Schritt und Tritt folgen, will man mit Goethes Versen gefüttert werden. Sogar vor der abgesperrten Toilettentür erbittet das Mädchen eine Wortspende.

Im Badezimmer quellen bunte Söckchen, unzählige Stoffwindeln, Babystrampler und ausgeleierte Damenunterhosen aus dem tiefen Schlund der Waschmaschine. Während die Mutter den Wäschekorb füllt und sich die nächsten Verse abrufen lässt, tragen die Worte das Mädchen weit fort, tief in den Wald hinein, in dem der Vater nicht sieht, was nur dem Knaben zu sehen bestimmt ist. Nicht nur der Erlkönig umgarnt und lockt und schmeichelt, auch die Worte der Ballade selbst, so fremd und geheimnisvoll, greifen nach dem Mädchen. Sie fühlt sich, als habe sie eine Geheimtür entdeckt, durch die sie von nun an immer entweichen kann. Ganz unbemerkt, denn nur sie vermag zu sehen und zu hören, was ihr zu sehen und hören bestimmt ist.

„Du lernst sehr schnell“, sagt die Mutter anerkennend, als das Mädchen bereits die fünfte Strophe einfordert. „Schon bald wirst du in der Schule auch Gedichte auswendig lernen.“ Die noch tiefenden Stoffwindeln bauschen sich im Wind auf, während das Mädchen die kaputten Wäscheklammern aussortiert und das Gelernte unablässig wiederholt.

Schließlich stimmt die Mutter in dieses gedichtete Mantra ein. Zeitgleich tauchen sie – als Synchronschwimmerinnen der Worte – in die Verse, heben und senken die Stimme, halten inne und schweigen, um dann erneut den Vater in die stürmische Nacht zu entsenden. Das Mädchen beginnt dabei zu ahnen: Großes Unglück greift nach den Erwachsenen, wenn ihnen ihr Kind genommen wird. „In seinen Armen das Kind war tot“, flüstert die Mutter. Die eigentümliche Schwere, die sich bei diesen Worten auf die Mutter herabsenkt, irritiert und verängstigt das Mädchen. Wenn der Erlkönig lockt und bedrängt, ist er nicht willens, ohne Kind fortzugehen. Doch so sehr er auch drohen möge, die Mutter des Mädchens würde ihn nicht verkennen. Ihre eigenen Kinder würde sie sich von ihm nicht rauben lassen.

Und während die Strampler und Stoffwindeln an der Wäscheleine sachte im Wind flattern, spannt sich ein unsichtbarer Bogen zwischen Mutter und Tochter. Dem Mädchen rieselt die tiefe Vertrautheit bis unter die Haut, bis ins Herz hinein. „Ich glaube, der Zauberlehrling wird dir auch gefallen“, sagt die Mutter verheißungsvoll und stemmt sich den leeren Wäschekorb gegen die Hüfte.

Der schönste Klang

Johanna Yagi

Ein Sommer wie damals?

Ich sitze im Hof des Vierkanters meiner Großeltern, in dem sich der Großteil meiner Kindheitserinnerungen abspielt – der schöne Teil.

Ich schüttele den Kopf – nein, nichts ist wie damals.

Die Schwalbennester sind heuer zum ersten Mal seit Generationen leer geblieben – vermutlich, weil Stall und Gärten ebenso leer und verlassen sind. Selbst die Geräuschkulisse fühlt sich fremd und jenseitig an – kein Zwitschern und Tirilieren mehr, stattdessen das tiefe Krächzen einer Elster, die die alten Eichen hinterm Haus bewohnt.

Mein Blick schweift durch den Hof. In meinem Kopf, aber noch viel mehr im Herzen, entdecke ich jeden Winkel wie damals als Kind neu.

Da ist der Brunnen, aus dem ich so gern Wasser für die Tiere schöpfte und aus dem du die, zum Kühlen ins Wasser gelassene Milchkanne heraufzogst, um uns nach getaner Arbeit zwei Gläser davon einzuschenken. „Prost Hannal“ hörte ich dich sagen und leerte mein Glas in einem Zug. Ich war stets fasziniert vom spiegelnden Rund des dunklen Wassers gewesen und fragte mich, wie tief der Brunnenschacht wohl sein möge. Die Geschichte vom Wassermann erzähltest du mir zuverlässig immer dann, wenn ich für dein Empfinden zu lang hineinspähte. „Der Wassermann zieht Kinder wie dich in die Dunkelheit“, erklärtest du und zogst mich ins Licht.

Der alte Ladewagen in der Einfahrt, mit dem ich die sonnig-warmen, nach Heu duftenden Tage mit dir am Feld verbinde. Ich spüre noch die Glätte des von dir gehobelten Holzstiels des Rechens in meinen Händen. Ich rieche eine Mischung aus Wiesenheu und Traktorabgasen, die mir, hinter dem Ladewagen herreichend, entgegenwehte. Es ist dein Geruch, unverkennbar.

Nun steht er da, alt und müde, Staub hängt an den Schnüren, an die sich damals frisches Heu presste.

Dein verehrtes Ochsenjoch hängt einem Mahnmal gleich an der Stallmauer. Du hattest es geliebt mit dem Ochsengespann auszufahren, es sei für dich die reinste Form der Landarbeit

gewesen. Als ich Kind war, fühltest du dich bei seinem Anblick oft dazu animiert mir die Schauergeschichte von den, in der Moorwiese versunkenen, Ochsen zu erzählen. Einen Nachmittag und eine ganze Nacht versuchtest du die Tiere aus dem schwarzen, zähen Boden zu befreien. Ohne Erfolg. Noch heute sollen deren Gebeine dort ruhen, doch so oft ich heimlich nach ihnen suchte, sie blieben unentdeckt, was mich zu dem Schluss veranlasste, dass du die Geschichte erfunden haben musstest, um mir den Respekt vor besagter Moorwiese einzutrichern.

Mein Blick schweift weiter und erstarrt.

Dein Dengelstock lehnt dreibeinig und wurmstichig an der Stadlwand.

Erinnerst du dich an die warmen Sommerabende, die du sensendengelnd im schattigen Hof saßest, ich neben Dir, der Hund neben mir? Erinnerst du dich an dein Versprechen es mir beizubringen, wenn ich größer bin?

Ich stehe auf und ziehe den Hammer, deinen Hammer aus der sonnengegerbten

Lederschlinge. Massiv und eisern ruht er sicher in meiner Hand. Heute kann ich sein Gewicht mit Leichtigkeit stemmen, damals, als Kind, brauchte ich beide Hände, um ihn hochzuheben.

Ich bin jetzt groß, Opa, groß genug für deine Lehren.

Das metallische, frenetische Hämmern von Stahl auf Stahl klingt in meinen Ohren wieder. Ein Klang, der mit dir gestorben ist.

...

Zuhause angekommen, verstaue ich Dengelstock, Sense, Wetzstein und Tränen sicher in der Garage. Es war mein letzter Besuch im Vierkanter meiner Kindheit bevor auch er verkauft wird. Das Wertvollste ist jetzt bei mir.

...

Eine Woche später verstaue ich wieder Dengelstock, Sense und Wetzstein. Diesmal im Auto, denn diesmal führt mich mein Weg in eine alte Schmiede. Dort werde ich es lernen, das Sensendengeln. Und an dich denken.